

AFC
EBE

Gedruckt mit Hilfe von Forschungsmitteln des Landes Niedersachsen

INHALT

Vorbemerkung	
1. Albrecht von Haller: Über die Frage, ob Hippokra Körper seziiert hat. 1737	
2. Albrecht von Haller: Über den Reiz der Anatomie. 1742	
3. Johann David Michaelis: Über den deutschen Dialekt beim Gottesdienst und beim Bücherschreiben bedienen.	
4. Johann Georg Roederer: Über den hervorragenden W menkunst, deren Ausübung durchaus die Aufgabe eine 1751	
5. Albrecht von Haller: Über den Nutzen wissenschaftlic ten und Akademien. 1751	
6. Abraham Gotthelf Kaestner: Was das Studium der I sittlichen Vervollkommnung beiträgt. 1756	
7. Johann David Michaelis: Memoria auf Johann Matthias	
8. Abraham Gotthelf Kaestner: Lobrede auf Tobias Mayer. 1762	81
9. Christian Gottlob Heyne: Rede bei der Trauerfeierlichkeit der Georgia Augusta zu Ehre und Gedächtnis des Freiherrn von Münchhausen. 1770	87
10. Ernst Gottfried Baldinger: Rede auf den Tod Hallers. 1778	107
11. Johann Andreas Murray: Vom begrenzten Wert praktischer medizini scher Bücher, die für den Volksgebrauch bestimmt sind. 1779	118
12. Johann Andreas Murray: Ist es besser, einen Arzt zu Rate zu ziehen oder mehrere zusammen? 1781	132
13. Christian Gottlob Heyne: Festrede zur Fünfzigjahrfeier der Georgia Augusta. 1787	139
14. Johann Friedrich Blumenbach: Über die Lebenskraft des Blutes. 1787	151
15. Abraham Gotthelf Kaestner: Über den Vortrag gelehrter Kenntnisse in der deutschen Sprache. 1787	159
16. Johann Andreas Murray: Über das zweifelhafte Lob des sogenannten tierischen Magnetismus. 1789	166
17. Justus Friedrich Runde: Über den wahren Sinn des Wortes „Adel“, der den verschiedenen Zeitumständen entsprechend sehr verschieden ist; vor allem um zu beleuchten, was Tacitus über den ältesten Adel der Germanen berichtet. 1793	178
18. Abraham Gotthelf Kaestner: Lobrede auf Georg Christoph Lichten berg. 1799	187

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Universität (Göttingen)

Göttinger Universitätsreden aus zwei Jahrhunderten / hrsg.
von Wilhelm Ebel. – Göttingen : Vandenhoeck und Ruprecht.

NE: Ebel, Wilhelm [Hrsg.]

(1737–1934) – 1978.

ISBN 3-525-36166-1

© Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen 1978 – Printed in Germany –
Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das
Buch oder Teile daraus auf foto- oder akustomechanischem Wege zu ver
vielfältigen. Satz: Fotosatz Tutte, Salzweg-Passau

78/20128
N

2.11.1977
Sohr
Eduard Roeder

46.

Edward Schröder: Paul de Lagarde. 1927

Wohl über keinen Göttinger Gelehrten haben so viele Göttinger Gelehrte – neben anderen – geschrieben, biographisch, wissenschaftlich, theoretisch, politisch, wie über Paul de Lagarde (1827–1891), den großen Orientalisten und Meister der alttestamentlichen Wissenschaft (in Göttingen ab 1869), auch Begründer der Göttinger Septuagintaforchung. Die Göttinger Würdigungen reichen von der Trauerrede U. von Wilamowitz-Möllendorffs 1891 bis zur Lagardefeier der Universität anlässlich des 50. Todestages P. de L.s 1941 (E. Botzenhart). Die Literatur (vgl. hierzu G. v. Selle, *Gesch.*, S. 320 mit Anm., und W. Ebel, *Cat. prof. Gott.*, Ph 1, 116) zeigt recht verschiedene Aspekte des tief gelehrten, freundlichen und doch einsamen großen Mannes, der zugleich ein patriotischer Schwärmer war. Besonders zwischen den beiden Weltkriegen fanden seine als „Deutsche Schriften“ zusammengefaßten national- und religionspolitischen Schriften erbitterte Gegner und begeisterte Anhänger. Ein allem Tagesgezänk enthobenes Bild Lagardes zeichnete der – damals bereits emeritierte – Germanist Edward Schröder in der von der Philosophischen Fakultät veranstalteten Feier zum einhundertsten Geburtstage L.s am 2. 11. 1927. E. Schröder hatte Paul de Lagarde noch persönlich gekannt.

Heute, am Allerseelentage vor 100 Jahren wurde der deutschen Wissenschaft und dem deutschen Volke Paul Anton Bötticher geschenkt, der sich später Paul de Lagarde nannte, mit diesem Namen in den Kreis der Georgia Augusta eingetreten ist und der Geschichte unserer Hochschule einen ihrer Ewigkeitswerte gesichert hat.

Vor nun bald 50 Jahren trat der bis dahin fast nur den Fachgelehrten bekannte Theolog und Orientalist mit seinen „Deutschen Schriften“, deren Entstehung zum Teil weit zurückreichte, vor ein größeres Publikum, nach seiner Absicht vor die deutsche Nation hin, und zwei meiner Lehrer, zufrühest Siegfried Goldschmidt in Straßburg und dann Wilhelm Scherer in Berlin, haben mir die Lektüre des Buches zeitig nahegelegt. Erst der zweiten Mahnung bin ich gefolgt, und der Eindruck auf den damals ganz im landläufigen Liberalismus befangenen Jüngling war zunächst ein so aufregender, sinnverwirrender, daß ich im November 1882 mit starkem Unbehagen bei dem Manne eintrat, unter dessen Dekanat ich mich hier in Göttingen habilitieren sollte.

Aber diese Beklemmung schwand rasch: Lagarde, der 55-jährig das ihm von der Fakultät zum ersten Mal übertragene Amt mit einer Freudigkeit verwaltete, an der sich mancher unserer jungen Kollegen ein Beispiel nehmen könnte, wußte der sachlichen Korrektheit vom ersten Tage ab soviel menschliches Interesse zu gesellen, daß ich mich bald unter seinem Schutze fühlen durfte, obwohl ich weder ein bequemer noch vorläufig ein besonders aussichtsreicher Habilitandus war. Und er hat mir dies Interesse bewahrt, wie einem Patenkinde: unter allem was mir

Göttingen geschenkt hat, steht doch das Glück obenan, daß diese geistesmächtige Persönlichkeit hier meinen Lebensweg kreuzte und fortan mit liebevoller Teilnahme meinem menschlichen und akademischen Schicksal gefolgt ist. Ich habe von dem Reichtum seines Wissens, seinem beneidenswerten, weil überall das Bedeutsame festhaltenden Gedächtnis, dem hohen Ernst seiner vaterländischen Gesinnung und Gesittung, seinem festen Gottvertrauen, seiner Herzensgüte und Hilfsbereitschaft immer neue und immer tiefere Eindrücke erhalten. Nicht nur den wortscharfen, wortgewaltigen Lagarde hab ich erfahren, den Sie alle kennen oder sich recht bald vertraut machen mögen, nein auch den wortlosen – in den schwersten Stunden meines Lebens. Diese kurzsichtigen Augen, die doch so scharf prüfen und so gütig lächeln konnten, diesen eiligen und elastischen Schritt, der stets zu ernster Arbeit oder zu gleichernster Nächstenhilfe zu streben schien, diese feine Hand, die sich wohl im Zorne ballte, aber so gut zu väterlich ermutigendem Druck wie zu weichem mütterlichen Streicheln geschaffen war.

Aus solcher dankbaren Empfindung heraus, wie er selbst sie als das reinste Glück des Menschen bezeichnet hat, hab ich mich der Fakultät erboten, Lagarde eine Gedächtnisrede zu halten: Und nun tret ich vor Sie hin: wohl mit starkem Gefühl, aber auch mit dem schmerzlichen Bewußtsein unzureichender Kraft.

Denn die Aufgabe, im Rahmen dieser knappen Stunde ein Bild der ganzen Persönlichkeit und ihres reichen Schaffens zu entwerfen, ist unendlich schwer. Freilich, es wäre leicht, allein aus den „Deutschen Schriften“ und aus den Briefen die in den köstlichen Erinnerungen seiner Wittve mitgeteilt sind, ein Potpourri starker und weicher Töne, herber Schelte und warmen Lobpreises, schneidender Kritik und enthusiastischer Mystik, vaterländischen Stolzes und vaterländischer Trauer zusammenzustellen, das Sie für jede Minute in Spannung erhalten würde. Es wäre auch nicht eben schwierig, aus den schönsten Darbietungen seiner kraftvollen Prosa und seiner stimmungsreichen, phantasiebeschwingten Gedichte eine Symphonie so zu gestalten, daß Sie alle mit reiner Ergriffenheit hinweggehn würden. Aber das wäre ganz und gar nicht im Sinne des strengen Mannes, der „Lichtstrahlen“ solcher Art verabscheute und Florilegien zu den Quellen zählte, denen man mit schärfster Kritik zu Leibe gehn müsse. Er hat immer wieder verlangt, daß jeder, der ihn kennen und verstehn, der ihn kritisieren oder verteidigen wolle, sich an den ganzen Menschen halten müsse: der Theolog und der Politiker, der Pädagog und der Gelehrte, sie seien bei ihm völlig eins. Niemand habe ein Recht über ihn zu urteilen, der nur die eine Seite herausgreife, ohne das Ganze seines Wirkens und Strebens zu würdigen.

Diese Forderung zu erfüllen ist aber schlechterdings unmöglich. Jeder der in diesen Tagen zum Wort oder zur Feder greift, um den großen Toten zu ehren, wird sich bescheiden müssen und wird sich zu beschränken wünschen. Schon am Sarge Lagardes, den gewiß zahlreiche Sprachkundige umgaben, wurde das Wort gesagt: „hier steht wohl keiner, der alle die Sprachen buchstabieren kann, in denen er Texte gedruckt hat“. Und nun gar ich, der ich keine einzige dieser Sprachen beherrsche, dem die Namen und Titel an der Spitze seiner meisten Ausgaben Schall und Rauch sind. Als ich einmal, erstaunt über die Sachkunde, mit der Lagarde im Gespräch auch auf das Gebiet der germanischen Philologie übergriff,

den Meister fragte, welche Grenzen er denn seiner gelehrten Arbeit gesteckt habe, da antwortete er freundlich ungefähr so: „Mein Arbeitsfeld ist zunächst und in erster Linie die Geschichte des Bibeltextes und die der christlichen Kirche in den ersten Jahrhunderten – darüber hinaus gehn mich alle Sprachen an, in denen die Bibel oder Teile von ihr bearbeitet sind bis zum Ablauf des ersten Jahrtausends, und alle gleichzeitigen Sprachquellen, weil man sie kennen muß, um die Leistungen der Übersetzer zu werten. Darum haben Gotisch, Angelsächsisch, Althochdeutsch für mich noch Interesse, beim Altnordischen und Altfriesischen mach ich halt“. Sie alle werden den ungeheuren Umfang dieses Gelehrtenreiches ahnen, aber auch verstehn, welche Gefahr in diesem gewaltigen Umfassenwollen von vorn herein lag. Gegenüber der erstaunlichen Fülle der wissenschaftlichen Produktion, die ich hier auch nicht durch Zahlen andeuten mag, blieben schließlich die beiden großen zentralen Pläne Lagardes unausgeführt: die Geschichte des römischen Kaiserreichs bis auf Konstantin, an die er sich 1853 vermaß zehn Lebensjahre zu setzen, ist kaum begonnen worden – bei der kritischen Ausgabe der Septuaginta aber, die mehr und mehr in den Vordergrund trat, ist Lagarde über wiederholte heroische Anläufe nicht hinausgekommen. So hat er seiner Wissenschaft weder eine vorbildliche Edition von der Art geschenkt wie er sie von früh auf in Lachmanns Wolfram von Eschenbach erblickte, noch eine weitschichtigen Quellenstoff energisch und lebensvoll zusammenfassende Darstellung, wie er sie in Jacob Grimms Deutscher Mythologie nicht aufhörte zu bewundern. Aber indem sich die Lebensarbeit Lagardes um Bibelgeschichte und Kirchengeschichte gruppierte und in einer Fülle von Editionen, kritischen, grammatischen, lexikalischen Arbeiten zum Ausdruck kam, hat er die Theologen, zu denen er sich stets zählte, nachdrücklicher als irgend ein Gelehrter vor oder neben ihm auf die Notwendigkeit und den Ernst der philologischen Schulung und Betätigung hingewiesen. Die These seiner Doctor dissertation: *Nemo theologus nisi philosophus* hätte er später gewiß abgeändert in *nisi philologus*. Eine gewisse Unrast wird man seiner Arbeit wohl nachsagen müssen, anerkennen aber muß Jedermann die nie erlahmende Freudigkeit, die unerschütterliche Pflichttreue auch gegenüber Aufgaben die scheinbar abseits liegen, für deren Notwendigkeit wir ihm selbst die Gründe überlassen müssen. Ob er freilich bei solcher eigenen Vielgeschäftigkeit ein Recht hatte, sich bahnbrechende Leistungen Anderer, wie etwa Wellhausens – ohne Kritik – vom Leibe zu halten, das zu entscheiden muß ich denen überlassen, die von den Dingen mehr verstehn.

Bei einem großen Teil dieser rein gelehrten Arbeiten finden wir gleichwohl in Vor- und Nachworten, in Exkursen und Noten allerlei kürzere oder längere Abschweifungen, die überraschen und zumeist als störende persönliche Elemente unwillig abgelehnt wurden. Ja gerade diese Durchsetzung seiner wissenschaftlichen Produktion mit solchen Ausfällen, die übrigens nicht selten höchst ernsthaft und eindrucksvoll sind, hat die Vorstellung befestigt, als ob Lagarde eine durch und durch verbitterte, ja innerlich zerrissene Natur gewesen sei. Wer immer das Glück hatte, ihm persönlich näher zu treten, wird das, je nach seinem Temperament, entrüstet oder lachend abweisen. Am eindrucksvollsten hat dem Frau Anna de Lagarde widersprochen, die mit gutem Grunde dem alten Spruch „Die Liebe

macht blind“ ihr Erfahrungswort gegenüberstellte: „Wahre Liebe macht scharfäugig“. Sie wußte, daß ihr Mann nicht nur ein weiches Gemüt besaß, sondern auch auf dem tiefsten Grunde seiner Seele glücklich und dankbar war für das, was ihm das Leben auf der Höhe beschert hatte.

Wir nennen hier an erster Stelle eben die herrliche Frau, ein Bild edelster Weiblichkeit, grundgütig und grundgescheit, von wahrhafter Anmut noch im hohen Greisenalter, die von dem geliebten Manne alles störende und verletzende fernzuhalten suchte, und die nie erraten ließ, welch tätigen Anteil sie als Helferin selbst bei seiner gelehrten Arbeit auf sich nahm. Daß dieser überaus glücklichen Ehe die Kinder versagt blieben, hat Lagarde wohl schmerzlich empfunden: der große Kinderfreund, den als solchen auf dem tagtäglich begangenen Wege von seinem Haus bis zur Kästnerschen Buchdruckerei alle Straßenkinder kannten, auch ohne seinen Namen zu wissen. Lagarde besaß ferner einen kräftigen Körper, der, durch rechtzeitige Bäder und Erholungsreisen aufgefrischt, seiner Arbeit bis zuletzt nie ernste Hemmnisse bereitet hat. Vom Militärdienst hat ihn nur die Kurzsichtigkeit ferngehalten; wer nicht aus dieser Kurzsichtigkeit auf den Gelehrten schloß, hätte ihn leicht für einen alten Offizier angesehen. In Göttingen, wo er im eigenen Haus und Garten wohnte, fand er die schönste Bibliothek und war stolz, in einer großen wissenschaftlichen Tradition zu stehn, die hier mit Joh. Dav. Michaelis eingesetzt hatte. Er hatte reichliche Muße und die fast allzu bequeme Möglichkeit, seine Schriften rasch und am Orte selbst zum Druck zu bringen. Von Berlin her blieben ihm zahlreiche Schüler in treuester Anhänglichkeit verbunden; dazu kam eine kleinere Schar akademischer Hörer und sonstiger junger Freunde. In dankbarem Andenken gehegt lebte das Bild vieler wertvoller Menschen, wie besonders des geliebten Lehrers Friedrich Rückert, fort. Die Fähigkeit, künstlerisch zu genießen und sich vor den Großen in Wissenschaft und Kunst, vor Grimm und Savigny, Goethe und Shakespeare, Bach und Beethoven in Andacht und Ehrfurcht zu neigen, war stets unvermindert.

Aber freilich – das Leben hatte dem Zartbesaiteten, Weichempfindenden frühe Wunden geschlagen, die nie ganz vernarben, die jederzeit zu neuen Schmerzen aufbrechen konnten, beim allerteisesten Anlaß. Seine Kindheit und seine Jünglingsjahre waren ferne von Menschen freudlos dahingeflossen: die Trauer um die Mutter, die er nie gekannt hat, die, halb ein Kind, im ersten Wochenbette starb, klingt noch in ergreifenden Versen des Greises nach. Weder die vorübergehende Fürsorge zweier Großtanten, von deren einer er den Namen Lagarde übernahm, noch der beste Wille der gütigen Stiefmutter brachten Licht in das Leben des ursprünglich kecken und frohgemuten Knaben, den die stickige Finsternis einer ungesunden Religiosität umfing, dem die seelische Tyrannei des Vaters namenlose Marter bereitete. Der spätere Namenwechsel (1854) war ein nur von halbem Erfolg begleiteter Versuch, die grausigen Eindrücke dieser Zeit abzuschütteln. Leidenschaftliche Auflehnung gegen jede aufgezwungene oder affektierte Frömmigkeit und wachsende Abneigung gegen Luther, unter dessen Namen all dieser Zwang erfolgt sein mag, war die unausbleibliche Folge. Dann kommt eine Zeit des Aufatmens und Auflebens, ja des heitern Glücks: die Habilitation, die Verlobung, die höchst ermutigende Aufnahme seiner wissenschaftli-

chen Erstlinge durch die Bestberufenen, der reiche Erfolg seiner gelehrten Arbeit in England und Frankreich, wo auch seine Weiterföhrung sich gedehnt und gereckt hatte. Aber nun eine ganz schwere Enttäuschung: Zerstörung fester Hoffnung, Erschütterung des Glaubens an die Menschen, Verzicht auf die akademische Laufbahn. Zwölf Jahre hindurch hat Lagarde an verschiedenen Berliner Realschulen und Gymnasien Unterricht in allen möglichen Fächern geben müssen, und obendrein sich immer wieder Privatstunden aufgebüdet, um seine weiterlaufenden gelehrten Werke drucken zu können. Und immerfort hat er währenddem seine Schüler mit Freudigkeit erfüllt, wie sie hundertfach bezeugen, mit Freudigkeit innerhalb und außerhalb der Schule. Mit einer Pflichttreue im Beruf und gegenüber den Kindern, wie sie nur wahrer Seelengröße möglich ist, hat er hier langjährige Frondienste zumeist in den untern Klassen geleistet, während ihm draußen eine akademische Hoffnung nach der andern entschwand.

Wie viel bei diesen zweifellosen Ungerechtigkeiten sträflicher Unverstand verschuldet hat, wie weit Kleinlichkeit und Niedertracht im Spiele war, wird im Einzelnen nie festzustellen sein; sicher ist, daß diese Erfahrungen jeden Andern unheilbar verbittert hätten. Daß das nicht eingetreten ist, beweist schon allein die andauernde Freudigkeit seines Fortarbeitens. Aber freilich erlitt er in diesem stillen Kampfe neue Wunden, sog er neuen Groll ein, der noch nach Jahren hervorbrechen konnte; und der Haß gegen das Unrecht, der ihn schon 1849 auf die Seite des Demokraten Waldeck getrieben hatte, fand jetzt wieder Nahrung im eigenen Erleben. Aber es ist doch keineswegs so geworden, daß er fortan das Ich in den Mittelpunkt gestellt hätte. An der Schule nannten ihn die Kollegen scherzend und scheltend den Freund der Juden, Katholiken und Taugenichtse; er war der Freund eines Jeden, der seine Freundschaft nicht verscherzte – und so ist er sein Lebenlang geblieben! Wo immer er glaubte, daß Unrecht geübt werde, erschien er auf dem Kampfplatz, oft ungerufen, was ihm diejenigen zum Vorwurf machten, die da meinten, er solle sich bei seinen orientalischen Texten genügen lassen.

Die so urteilten, und es waren die meisten und es sind noch heute viele, verkennen eben das Ganze der Lagardeschen Persönlichkeit. Für ihn gab es von früher Jugend auf keine Wissenschaft ohne die beiden großen Hintergründe: Religion und Vaterland. Auch seine eigene Disziplin, die biblische Philologie, wollte er als deutsche Wissenschaft treiben und so angesehen wissen. Wenn wir von Lagarde als Politiker oder von Lagarde als Pädagogen reden, so müssen wir uns stets vergegenwärtigen, daß er nur das sittliche Heil unseres Volkes vor Augen hatte und das seelische Wohl seines wertvollsten Gutes, seiner Jugend. Und diese Sorge überkam ihn immer wieder, auch mitten in der gelehrten Arbeit, und sie äußert sich vielfach sprunghaft, aphoristisch, explosiv. Daß er dabei seine eigene Person so viel hineinziehen mußte, war ihm oft peinlich, ja qualvoll – vielleicht wäre es anders gewesen, wenn er außerhalb seiner Studierstube und dem gern gepflegten Verkehr mit den kleinen Leuten etwas mehr mit Männern des tätigen Lebens zusammengekommen wäre, womöglich selbst hätte hier und da eingreifen können. Wir müssen ihn aber nehmen wie er ist, und er bleibt auch so einer der allerwertvollsten Männer, die jemals aus dem Professorenstande heraus ins Weite zu wirken gestrebt haben: Fichte, Treitschke, Lagarde.

Es ist für Lagardes Wesen, und mehr noch für die Einschätzung, die er gefunden hat, bezeichnend, daß ihn, der sich leidenschaftlich gegen alles Parteiwesen sträubte, ganz verschiedene Parteien für sich beansprucht, ganz verschiedene beföhdet haben. Den einen gilt er als Reaktionär, den andern als Revolutionär. Er selbst entschied sich ohne Bedenken für das Letztere, und er dachte auch an sich selbst mit dem Ausspruch: „Der historische Held ist stets ein Revolutionär“ – und weiter: „Die Weiterentwicklung der Menschheit hängt stets an den *discari*“. Um so eigentümlicher ist es, daß die danach zu erwartenden Sympathieen im Verhältnis zu den ragenden Menschen der Geschichte und der Gegenwart gar nicht hervortreten: er hat, selbst gewiß eine komplizierte Natur und ein Mensch, der schwere innere Kämpfe durchgeföhct hat, immer eine besondere Vorliebe für die ganz durchsichtigen und zweifelfreien Persönlichkeiten: für den eisenharten Demokraten Waldeck, für den stahlblanken Konservativen Ernst von Bodelschwingh, für Jacob Grimm und für Friedrich Rückert. Hat er wirklich nicht gesehen, nicht sehen wollen, wie unendlich Schweres Luther und Bismarck innerlich durchgemacht haben? Was er sieht, das sind bei Luther die genagelten Bauernschuhe, bei Bismarck die Kürassierstiefel: wie jener alte Kulturgüter zertreten hat, so scheudert ihm Bismarck hohe geistige und sittliche Werte geringschätzig bei Seite.

Der scheinbare Reaktionär sogut wie der augenscheinliche Revolutionär, sie wurzeln beide in der Romantik. Lagarde selbst hat seinen Jugendzustand als den des Romantikers bezeichnet – und er ist der Romantik nie untreu geworden: ein paar Seiten Novalis, Arnim, Eichendorff waren ihm noch im Alter seelisches Lab-sal. Deutsche Orts- und Personennamen altheidnischen Klanges hat er stets mit einer gewissen Zärtlichkeit ausgesprochen und gedeutet. Die eine seiner beiden Großtanten erinnerte ihn an das alte deutsche Heidentum: „von dem ihr Großneffe ein gut Teil in sich trägt!“. Den dreiundzwanzigjährigen berauscht die Vorstellung, mit dem Abenteurer Baron Neuhof aus Metz, dem König Theodor von Corsica, verwandt zu sein, und sie hat ihn zu einer Jugendtorheit verleitet, die ihm 20 Jahre später peinvolle Verlegenheiten schaffen sollte. Noch viel später spielt er, der doch den Namen Bötticher abgestreift hatte, mit der Möglichkeit, daß der wissenschaftlich tüchtige Bischof Stephan Boedeker von Brandenburg (im 15. Jh.) zu seiner Familie gehört habe, ja er vergleicht das Böttischersche Wappen mit dem Bismarckschen und meint, sie könnten wohl beide aus den Händen des gleichen Heraldikers hervorgegangen sein, und im Grunde der romantischen Phantasie der Wittelsbacher entstammen.

Lagarde ist auch selbst eine im tiefsten Grunde poetische Natur, die es in einsamer Stunde früh zu dichterischem Ausdruck drängte. Seine Prosa, immer kraftvoll und ausdrucksbestimmt, aber gelegentlich syntaktisch eckig und in der Wortfolge ungefüge, hat doch oft auf lange Strecken hin farbigen Glanz, und seine durchweg formsichern, zum Teil formedlen Gedichte, die Erinnerung und Reflexion, Erlebtes und visionär Geschautes poetisch gestalten, gehören zu dem Wertvollsten was unsere ernste Lyrik aufzuweisen hat. Ja, es sind ein paar Stücke darunter, die den Vergleich mit Dante und Milton geradezu heraufbeschwören.

Ich aber wähle hier eines der schlichtesten Sonette:
 Das Beste was geschieht, erfährst du nie:
 das Reifen der zu Gott erschaffnen Seelen,
 So lange Menschen suchen, irren, fehlen,
 so lange, liebe Neugier, siehst du sie.

Doch wann der Keim auf in das Licht gedieh,
 wann froh wir leben, ohne uns zu quälen,
 die Pfade wissen, nicht die Pfade wählen,
 dann stockt das Forschen, schweigt die Phantasie.

Den Wanderer kennst du, der in staub'gen Schuhen,
 mit Schweiß bedeckt, auf heißer Straße wanket:
 Du schaust ihn nicht in goldner Heimath ruhen,
 hörst nicht, wie er dem Weg, dem Führer danket.
 Den Weg begreift nur, wer ihn selber geht,
 und ganz begreift ihn, wer am Ziele steht.

Von romantischen Anschauungen beherrscht ist auch durchaus Lagardes Auffassung der deutschen Geschichte, insbesondere des deutschen Mittelalters. Zum stärksten Widerspruch fordert uns heute die Geringschätzung seiner preußischen Heimat, des durch Kolonisation gewonnenen Nordostens heraus: den er fast verächtlich gegen Westen und Südwesten, gegen die alten deutschen Landschaften und die alten deutschen Stämme, und ebenso gegen Österreich zurückstellt. Der Politiker wertete das Mittelalter nur bis zu Heinrich IV, der Freund des religiösen Lebens und der künstlerischen Kultur gieng bis ins 14te Jahrhundert hinab. Dann freilich fand er den Verfall, der eine Reformation verlangte – daß diese durch Luther und den Protestantismus geleistet sei, leugnete er; ebenso scharf aber wies er die Folgen der durch den Protestantismus heraufbeschworenen Gegenreformation zurück – für den romanischen Katholizismus von heute hatte er sowenig Sympathien wie für den Protestantismus, er hatte nur nicht Veranlassung, ihn so scharf zu befehden, gerade weil er selbst aus dem alten Lager des Protestantismus kam.

Die Folgezeit brachte nur weitem Niedergang: den dreißigjährigen Krieg, Absolutismus, Aufklärung und Rationalismus. Auch dem Neuhumanismus unserer Klassiker stand Lagarde mit Kritik gegenüber, die aber hier respektvolle Formen fand. Was die Romantik und die Erhebung der Freiheitskriege aus der Tiefe des Volkstums hervorgeholt hatten, unterdrückte die Reaktion und der Hegelsche Staatsbegriff. Und dem neuen Aufschwung von 1864, 1866, 1870, der der Idealität der Jugend die ersehnte Nahrung gab, folgten schwere politische Irrtümer, zu denen Lagarde vor allem auch die Begründung des kleindeutschen Reiches ohne Österreich zählte, dann der Kulturkampf, vor dem er eindringlich gewarnt hatte, und nun die Zeit eines öden Materialismus, Anwachsens der Industrie und der großen Städte, Herrschaft des Geldes und Herrschaft der Juden, des geistesöden Parlamentarismus und der noch widerwärtigeren Presse, „in der die lebende Person zum schleichenden Kompendium geworden ist“.

Es läßt sich nicht leugnen: Lagardes Geschichtsbild weist Lücken auf, und noch mehr Schiefheiten und Ungerechtigkeiten, aber die großen Linien die er zieht, sind immer eindrucksvoll, auch da wo sie Widerspruch wecken.

„Als der Adel nicht mehr war, was er sein sollte, die stets fließende, aber nach ober und nach unten immer wehende Grenze zwischen dem treibenden Gedanken und dem befriedigten Besitze, zwischen den starken Freien und den schwachen Freien, da verkam der Adel. Denn nur die Aufgabe erhält am Leben. Es blieben die Schranzen und die Frohnvögte“.

„Als die Kirche nicht mehr war was sie sein sollte, die Schule der Ewigkeit, die Gemeinschaft der Vorlebenden und der um ihre Sünde trauernden Heiligen, da verkam die Kirche. Denn nur die Aufgabe erhält am Leben. Es blieben die Pfaffen und die Dogmatiker“.

Lagarde hat aber weder eine deutsche Geschichte schreiben, noch irgend einen frühern Zustand unseres Volkes wieder heraufbeschwören wollen – er weist immer auf die Zukunft hin und schöpft aus den Gaben und Leistungen, die unser Volk früher einmal aufzuweisen hatte, die Zuversicht, daß es noch zu Großem berufen sei. Sein Bild vom Deutschtum ist durchaus ein übergeschichtliches, und das hängt wieder aufs engste zusammen mit seiner großen Auffassung der Nation als lebendiger Persönlichkeit.

Es geht darum auch nicht an, den Politiker Lagarde damit abzutun, daß man nachweist, er stamme aus der Romantik, er habe in der langen Zeit des Bismarckschen Machtstaats nichts hinzulernt, sondern immer nur fortgefahren den Staat Hegels zu bekämpfen; alle seine praktischen Vorschläge: die Gestaltung Großdeutschlands, die Umlegung Mitteleuropas, die Bereitstellung großer Kolonisationsgebiete im Osten, die Schaffung eines neuen Adels, die Verstaatlichung des Geldwesens, welche die Steuern unnötig machen und den Juden ihre Macht nehmen sollte – das alles seien Utopien. Utopien bedeutender Menschen – und Lagarde war wahrhaftig ein solcher – haben noch immer wertvolle Keime der Zukunft umschlossen. Und am meisten würde sich Lagarde selbst, so hoch er den Idealismus, oder mehr noch die Fähigkeit Ideale zu pflegen, einschätzte, gegen die Charakteristik seiner Person als Idealist gewehrt haben. Er wollte immer Realist sein, auch da wo er Prophet war. Er selbst hat nicht ohne leise Schelmerei das Wort geprägt: „Die wahren Idealisten sind geduldig – sich schelten nicht, sie warten“. Er wollte nicht warten, er mußte schelten. Er war ein Prophet, den das Visionäre mit starker Gewalt vorwärts trieb, dem sich die Grenze zwischen dem leidenschaftlich Erschauten und dem leidenschaftslos zu Gestaltenden beständig verschob.

Und dann, ich deutete es schon einmal an: man darf den dilettierenden Liebhaber der hohen Staatskunst nicht trennen von dem großen Lehrer der Vaterlandsliebe, von dem frühgereiften Meister des Unterrichts, von dem unermüdlich-schaffenden Gelehrten, von dem tiefereligiösen Menschen, der doch nichts weniger war als ein Virtuos der Frömmigkeit. Mag er immerhin in der Politik allzufrüh ausgelernt haben und darum den Leuten vom Beruf hier als ein Dilettant erscheinen, auf allen andern Gebieten war er das gewiß nicht. Und niemals, auch durch Fichte nicht und durch Treitschke nicht, ist die Liebe zum Deutschtum so frei von

Phrase und Überschwang gepredigt und so tief sittlich begründet worden wie durch Paul de Lagarde. Seine lässig disponierten Reden an das deutsche Volk, denn so muß man seine „Deutschen Schriften“ und alles was damit zusammenhängt bezeichnen, sind oft hart wie Hammerschläge und stürmisch wie ein Gewitter: es ist viel Donner und Blitz darin, manch scharfes Hagelwetter – aber doch auch viel milder Sonnenschein und befruchtender Regen, und so mancher liebliche, farbenprächtige Regenbogen.

Wenn Lagarde bei aller Erbitterung über die Zustände der Gegenwart niemals aufgehört hat an die Tüchtigkeit und an die Zukunft Deutschlands zu glauben, so schöpfte er diese Zuversicht vor allem aus seinem Verkehr mit der Jugend. Seine eigene Knaben- und Jünglingszeit war freudlos und fast freudlos dahingegangen, aber es ist der große Segen seiner sooft als Frohnde empfundenen Lehramtszeit gewesen, daß sie ihm diesen Gewinn brachte und in der ergreifenden Dankbarkeit seiner alten Schüler ihn immer neu festigte. Seit jener Zeit kannte er den Wert einer gesunden Jugend für das Gedeihen des Vaterlandes, wußte er, was sie brauchte, was ihr fehlte. „Das Gewissen der Jugend, wie haarscharf wägt es Ehre und Schande, Fehler gegen Laster: wie will diese Jugend durchaus wahrhaft, ehrlich, echt sein, auch da wo es ihr Vorteil wäre zu lügen, zu heucheln“. „Wenn man die Jugend anschuldigt, daß es ihr an Idealität fehle (durchaus nicht an Idealismus), so ist durch diese Klage ausgesprochen, daß es unserer Zeit an Idealen fehle“. „Die Ideale der Jugend sind zunächst Männer, aus denen eine Idee leuchtet und kämpft“. „Wo unsere Jugend nur von ferne Zukunft in der Gegenwart ahnt, da dient sie dieser Zukunft“.

Und weil Lagarde so von der Jugend dachte, wurde er nicht müde, an dem Unterricht, besonders der höheren Schulen, Kritik zu üben. Und hier wird ihm Niemand das Recht absprechen das die Erfahrung eines durch lange Jahre pflichttreu geübten Dienstes gibt. Er wußte, was der Jugend Not tat, und was ihr Freude machte. So protestierte er gegen die Überlastung mit Bildungstoffen und Wissenskram, gegen jede Überspannung der Schulziele; er verlangte Einfachheit des Lehrplans, aber gründliche Arbeit, Vertrautheit mit der Heimat und mit den Quellen ihres geistigen Lebens. Dem Schlagwort „Heimatkunde“ hat Er zuerst pädagogischen Wert verliehen. Das Ziel der Schule soll nicht auf den „harmonischen Menschen“, sondern auf den Menschen mit starkem sittlichen Willen, auf den starken, pflichtgetreuen Menschen eingestellt sein.

Lagarde's Frömmigkeit hat den reinsten Ausdruck gefunden in seinen Gedichten: stille Fügung in Gottes Willen, inniger Dank für das genossene Erdenglück, fester Glaube an ein Fortleben im Jenseits. Über sein Verhältnis zur Religion und Kirche ist viel und recht Gutes geschrieben worden, insbesondere auch von seinem trefflichen Biographen Ludwig Schemann. Noch während seines englischen Aufenthalts bekennt sich Lagarde freudig zum Protestantismus, und noch 20 Jahre später lag ihm das Schicksal der Religion, in der er aufgewachsen war, so am Herzen, daß er dem Minister von Mühlher einen wunderlichen Plan zur Freigabe der vier nichtkatholischen Kirchen (lutherische, reformierte, protestantische, evangelische) unterbreitete. Aber mehr und mehr festigte sich ihm die Überzeugung, daß man auf den Protestantismus keine Hoffnungen mehr gründen könne: er be-

wies seine Lebensunfähigkeit, erklärte ihn für tot und hat ihm dann den von ihm ausgestellten Totenschein wie ein amtliches Dokument immer wieder unter die Augen gehalten. Da er auch im römischen Katholizismus eher Verwesung als Leben sah, so richtete sich seine Hoffnung mehr und mehr auf die Herausbildung von etwas Neuem, einem deutschen Glauben, der das Beste aus der Vergangenheit des Christentums mit einem neuen starken nationalen Geiste verknüpfen müßte. Die ursprüngliche Jesulehre, ohne den Dogmatismus des Paulus, hielt er als Grundlage fest, aus dem alten Katholizismus wollte er Heilige wie S. Georg beibehalten, am wenigsten aber die Verehrung der Mutter des Heilands missen, die eine notwendige Ergänzung des männlichen Kults sei und als Mutter und Jungfrau, als die Schmerzensreiche, den Herzen germanischer Menschen besonders nahe stehe. Die heimliche Hoffnung, daß in dieser nationaldeutschen Religion der Zukunft, welche den Katholizismus und Romanismus überwinden werde, auch das Eine und Andere aus dem Heidentum der Germanen wieder aufleben möchte, verursachte ihm einen Schauer der Freude. Lagarde selbst aber hat sich nie als eine religionsbildende Persönlichkeit angesehen und auch seinen Zeitgenossen nicht zugemutet, eine nationale Religion zu schaffen: er kannte nur eine geoffenbarte Religion. Aber den Weg wollte er bereiten, die Nation empfänglich machen für die Aufnahme einer solchen Religion, deren Zeit gewiß kommen werde.

National muß aber nicht nur die Religion sein, sondern auch alle Wissenschaft, und so auch die Theologie, in der Lagarde, wenn sie von dogmatischen Bindungen gelöst sei, noch immer die Königin der Wissenschaften erblickte: „Sie ist es, weil sie sich mit dem Höchsten beschäftigt was in des Menschen Brust leben kann – und sie ist es, weil sie so viele Hilfswissenschaften braucht wie keine andere, so daß es nur den reichsten Naturen möglich ist, sich ihr zu widmen“. Auch innerhalb der philosophischen Fakultät, und obwohl man ihm nicht eigentlich die biblischen Fächer, sondern die orientalischen Sprachen zugewiesen hatte, hat er nie aufgehört sich als Theologen zu fühlen, als Theologen freilich mit philologischer Methode, mit dem vollen Rüstzeug der Sprachwissenschaft und der Geschichtswissenschaft. Und als deutschen Theologen!

„Ich kenne“, sagt Lagarde, „keine Wissenschaft, die nicht Wissenschaft einem bestimmten Volke gerne angehöriger Personen wäre. Denn solange es eine Geschichte gibt, sind bedeutende Menschen nie Kosmopoliten gewesen. Die französische, englische, italienische Wissenschaft wird naturgemäß mit der deutschen Wissenschaft einen Akkord bilden; aber wir halten unsern Ton, sie den ihrigen. Die Wissenschaft hat keine politischen Ziele: dadurch ist nicht ausgeschlossen, daß das Buch eines deutschen Gelehrten, je höheren Wertes es ist, nur von einem deutschen, das eines französischen in demselben Falle nur von einem französischen Gelehrten geschrieben werden kann. Daraus folgt, daß jeder Aufschwung des politischen Lebens einer Nation der in dieser Nation gepflegten Wissenschaft zu gute kommt“.

Lagarde, der nie aufhörte, den Akzent auf das Sittliche zu legen, glaubte eben darum nicht in einer Zeit politischen Aufschwungs zu stehn, und so urteilte er auch hart und wohl ungerecht über die Wissenschaft seiner Tage.

Wir blicken heute mit Schmerz und bitterer Sehnsucht auf jene Epoche zurück, in der ein gewaltiger Staatsmann dem von ihm geschaffenen Deutschen Reiche auf lange hinaus eine hohe Machtstellung gegeben hatte. Aber wir erkennen doch auch, wie berechtigt Lagardes Sorgen, wie furchtbar ernst seine Anklagen waren, und wenn uns jetzt manches Scheltwort des Propheten, das damals ungehört verhallte, im tiefsten bewegt, so wollen wir uns wieder damit trösten, daß stets unerschütterlich blieb sein Glaube an die Zukunft unseres Volkes. Wir festigen uns aus ihm in diesem Glauben. Und wir teilen auch Lagardes Zuversicht, daß das was an ihm selbst menschlich groß war und aus seinen Schriften wie göttliches Feuer leuchtend und wärmend hervorbricht, bis in die fernsten Tage wirken wird, so wie er es in dem Nachwort seiner Gedichte geschaut hat:

Von meiner Saat die Ernte,
die werd' ich nimmer sehn,
denn eh die Halme schossen,
muß ich von hinnen gehn.

Doch wenn am jüngsten Tage
manch Sternlein fällt herab,
dann wird mein Stern aufsteigen
auf dem vergeßnen Grab.

Dann werden viele Heil'ge
zum süßen Gotte flehn,
um ihretwillen meine
Sünden mir nachzusehn.

„Er war gewiß nicht heilig,
auch selig war er nicht:
doch hat er uns geleitet
her vor dein Angesicht.“

„Was er gefehlt, vergiß es.
Wohl ziemt die Milde dir:
wär' Er nicht Er gewesen,
so stünden wir nicht hier.“

47.

Friedrich Neumann: Walther von der Vogelweide. 1929

Festrede zur Reichsgründungsfeier am 18. 1. 1929. Fr. Neumann (geb. 2. 3. 1889) war Privatdozent in Göttingen 1921, von 1921 – 1927 Professor in Leipzig, und wurde 1927 in Göttingen, als Nachfolger Edward Schröders, Professor für Deutsche Philologie und Literatur. Emeritiert 1954.

Es ist die Aufgabe der Geschichtswissenschaft, die treibenden Kräfte des Vergangenen freizulegen und so dies Vergangene als ein nachlebbares Ganzes neu zu gestalten. Darin liegt: die Geschichtswissenschaft dient um so stärker der Gegenwart je mehr sie das Vergangene in seinem der Gegenwart entrückten Eigensein ergreift. Denn ein Geschichtsforscher, der mit den zeitbedingten Begriffen der Gegenwart an das Vergangene herangeht, zeigt eine Vergangenheit, die bloße Doppelgängerin der Gegenwart ist. Er schafft eine Erinnerung, die keine neuen Möglichkeiten zeigt. Anders eine Geschichtsforschung, die danach ringt das Vergangene seine eigene Sprache sprechen zu lassen. Grade in dieser selbstlosen Hingabe an das Ferne vermag sie den Raum lebendiger Erfahrung zu erweitern.

Aus dieser Gesinnung heraus lade ich Sie ein, mich zu einem deutschen Dichter zu begleiten, der vor rund 700 Jahren am Ende seines Lebensweges stand: zu Walther von der Vogelweide.

Im Hochsommer des Jahres 1227 hatte der Staufer Friedrich II. angesetzt, den immer wieder verschobenen Kreuzzug zu verwirklichen, den er im Jahre 1215 bei seiner Krönung in Aachen gelobt hatte. Er wollte den Kreuzzug, aber er wollte ihn nicht als bloßes Opfer. Er konnte ihn nur brauchen, um seinem Weltimperium die letzte Weihe zu geben. Die ungeordneten Massen der Pilger waren am Versammlungsort durch eine Seuche geschwächt worden. Der Kaiser erkrankte gleichfalls und legte nach kurzer Seefahrt wieder an, als sein Begleiter, der Landgraf Ludwig von Thüringen (der Gemahl der heiligen Elisabeth), gestorben war. Damit gab er sich für den päpstlichen Bann frei. Denn er hatte in einem Vertrag mit der Kurie den August 1227 als endgültig letzten Zeitpunkt der Fahrt festgelegt. Und der leidenschaftliche Gregor IX., Mönch und Imperator zugleich, griff sofort zu. Denn ihn trieb es, in der Kirche das Weltimperium sichtbar und machtvoll darzustellen. Da zeigte Friedrich II. seine besondere Härte. Er hielt den Kreuzzugsplan fest und wagte im folgenden Jahre ohne den Segen der Kirche als christlicher Imperator auszufahren.

In den Monaten der Spannung, in denen der Gebannte die Fahrt vorbereitete, sang Walther von der Vogelweide in einer gedankenschweren Ode von epischer Wucht, wie er damals die Welt sah. Klagend setzt er ein: